

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 270.

Freitag, 19. November.

1915.

(18. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

Roman von Edela Müll.

[Nachdruck verboten.]

Herbert brach dann auch bald mit Dina auf. Dr. Wulffen schloß sich ihnen an und ging bis vor ihre Tür mit. Dina hatte seinen Arm genommen, weil es glatt auf dem Wall war. Sie gingen sehr oft so aus Gesellschaften heim, Herbert gewöhnlich einige Schritte voraus, schweigend mit seinen Gedanken und Plänen beschäftigt. Wulffen ließ sich dann gern von Dina über das neueste Buch, das sie eben gelesen, etwas berichten. Ihm fehlte zum Selbstlesen die Zeit und so blieb er angenehm angeregt auf dem laufenden. Die Wege waren nur leider immer so kurz, daß sie meistens mitten in einem daraus entstehenden Gespräch abbrechen mußten, oder Wulffen sich verführen ließ, noch zu einem Schlummerpunsch einzufahren, der sich auf seine Bitten gewöhnlich in eine Tasse Kaffee umwandelte.

Wulffen fand dann immer, daß es doch kein ganz verlorener Abend gewesen war — und auch der heutige Weihnachtsabend schloß so ab.

In der zweiten Woche des neuen Jahres war es, um die zwölfte Stunde, als dem Kommerzienrat Lauter in seinem Bureau der Besuch seines Schwiegersohnes gemeldet wurde.

Er war schon schlechter Baune von Hause fortgegangen. Das ganze Dienstpersonal war aufständisch, sie wollten unter der Kommerzienrätin nicht länger aushalten. Auch pflegte sich wochenlang um gar nichts zu kümmern, aber dann eines Tages um die Vollmondzeit lief sie wie besessen durch Stuben, Küche und Keller, immer um die Munde und fand alles „verwüstet“ und in „rußlosem Zustande“. Als es tag vorher wieder „losgegangen“ war, hatten die Dienstboten am Abend einstimmig vermitteln wollen, aber der Versuch war mißglückt und hatte nur zu neuen Ausbrüchen Lucys geführt; diesmal hatte es sich auch über ihn selbst ergossen. So war er zum ersten Male in seiner „Sonnenstube“ fortgelaufen, ohne der Gattin Adieu zu sagen, und zum ersten Male konnte er sich an seinem Arbeitstisch nicht zurechtfinden.

Er hatte geraucht und Rotwein getrunken, hatte eine Stunde lang am Fenster gestanden, ohne hinauszusehen, hatte Bleistifte gezwikt und seine Finger sorgfältig wieder geläubert, und war gerade so weit gekommen, stehend Einsicht in die Papiere zu nehmen, die sein Prokurist ihm vor einer Stunde übergeben hatte.

Da trat Herbert Sehren bei ihm ein, unruhige Heiterkeit im Gesicht, mit umständlich lauter Begrüßung.

„Ja, was in aller Welt verschafft mir um diese Stunde...“

„Ausgefallene Termine! Ich störe dich doch nicht geradezu, Onkel Lauter?“

Herbert sagte auch als Schwiegersohn „Onkel Lauter“, wie ehedem; er fand es unnatürlich, zu zwei lebenden Wesen zugleich „Papa“ zu sagen.

„Bitte, bitte, nur — du weißt, Geschäftsstunden sind immerhin Geschäftsstunden; wir haben ja außerdem

Zeit genug für unsere privaten Unterhaltungen. Trink eins, bitte.“

„Danke, Onkel. Was mich herführt, ist zwar unsere Privatangelegenheit, aber sie greift doch so weit ins Geschäftliche über, daß ich es vorzog, dich in deinem Bureau aufzusuchen — zu Hause hat man ja doch keine halbe Stunde unter vier Augen.“

„Da bin ich natürlich ganz zu deiner Verfügung. Also...“

„Lieber Onkel, so peinlich es mir ist, aber es ist doch wohl endlich an der Zeit, daß wir — du nimmst mir nicht übel, daß ich ganz ohne Umschweife direkt auf's Ziel lossteuere — wozu sich erst auf Umwegen heranschwagen; es ist auch nicht meine Art...“

„Es ist also endlich an der Zeit, daß wir...“

„Daß ich dich, auch in Dinas Namen, bitte, dich mit uns etwas mehr auseinanderzusetzen — ich spreche von Dinas Mutterteil.“

„Ach so!“ machte der Kommerzienrat, ein flüchtig hohles Lächeln zitterte um die Mundwinkel.

„Ja, siehst du — meine geschäftlichen Angelegenheiten haben sich in raschem Tempo sehr kompliziert gesteigert, so daß...“

„Du finanziell kolossal gewachsen bist — das merken wir ja alle mit besonderer Genugtuung! Dein Haus sängt ja an, sich sehr nach oben zu entwickeln, wie wir es sonst eigentlich an unseren Anwälten nicht gewohnt waren — es freut uns alle, daß es dir so schnell glückt!“

„Durch Gohn habe ich mich noch nie abschrecken lassen, lieber Onkel, also bitte laß das. Wir wollen beide keine Zeit verlieren. Als gewiegener Geschäftsmann weißt du doch genau, daß bei breiterer Entwicklung der Konjunkturen ganz erheblich andere Kapitalwirtschaft notwendig wird. Ich bin an tausend Enden gebunden dadurch, daß ich keine flüssigen Gelder zur Verfügung habe.“

„Das verstehe ich nicht, lieber Herbert. Du bist doch kein Kaufmann, der in seine Unternehmungen Geld hineinzustecken braucht — ein Anwalt hat seine Klientel und hat nur die Hand aufzuhalten, um die fälligen Honorare einzukassieren, sonst wüßte ich wirklich nicht...“

„Verzeihe, lieber Onkel, da bist du nicht ganz orientiert — die Dinge liegen doch wesentlich anders! Eben als Notar bieten sich mir so viel Zufälligkeiten, als Privatmann mein Vermögen alljährlich zu verzehren und...“

„Also private Spekulationen außerhalb deiner Praxis? Na, da sei froh, daß du dazu die Gelder nicht flüssig hast — das lasse dir von mir als Kaufmann raten.“

„Das kann ich doch nicht unterschreiben. Du hast dich gewiß nicht abhalten lassen, dein Vermögen auf deine Art zum Besten deiner Familie zu vervielfachen. Seit ich eine Familie gegründet habe, habe ich dieselben Pflichten übernommen, und du mußt mir schon

gestatten, da meine eigenen Ansichten zu haben und meinen Forderungen nicht entgegenzustehen?"

"Deinen Forderungen?"

"Dinas Forderungen, die zugleich die meinen geworden sind. Ich will dir auch gar nicht verheimlichen, was ich zunächst für Pläne habe. Pläne, über die Dina entzückt ist."

"Was versteht Dina von Spekulationen!"

"Diese sind so klar, daß jedes Kind die Vorteile erkennen kann!"

"Und die wären . . . ?"

"Ich will den Orgel-Anger, das ganze Gelände von der Mühle bis zum Wäldchen, kaufen und Villen darauf bauen lassen! Da sind ein paar runde Millionen dran zu verdienen, im Umsehen!"

"Du glaubst wirklich, Petri hätte sich das entgehen lassen und nicht gleich im Viereck weiter gebaut, wenn da auch nur auf einen Pfifferling zu rechnen wäre? Wofür hältst du den?"

"Für kein kleines Geschäftsgenie! Aber du darfst nicht vergessen, daß er von Hause aus kein reicher Mann ist und seine Villen-Spekulation doch erst auf dem Wege ist, sich glänzend zu rentieren."

"Ich sage dir, mein Junge, wenn heute Petri zu mir käme, ich ginge, ohne ein Wort zu verlieren, an den Schrank und legte ihm hunderttausend Mark in die Hand — der Mann versteht sein Geschäft und ist schon heute ein reicher Mann — die Villen sind ihm so sicher wie die Sterne am Himmel! Und wo er hinginge, er bekommt überall soviel er will! Und du meinst, der ließe sich die Millionen entgehen, die ihm da vor der Tür stehen sollen? Sei versichert, er hat schon die äußerste Grenze gezogen und ich wette — die letzten drei Häuser muß er auf den ganzen Rammich ziemlich umsonst drauslegen! Das macht nichts, die anderen zahlen's dreifach. Aber darüber hinaus! Bis zur Mühle ist für die Leute hier schon ein weiter Spaziergang, da wohnt niemand zum Vergnügen, sage ich dir!"

"Du scheinst vor allem nicht zu wissen, daß das Terrain offiziell noch gar nicht zum Verkauf gestanden hat."

"Vor zehn Jahren schon!"

"Aber seitdem nicht mehr! Der junge Werder hat es nicht losgelassen, weil er immer gemeint hat, der Nardenberg wird sein Land ausdehnen wollen und müssen. Nun hat aber Nardenberg sich nach entgegengesetzter Richtung ausgedehnt, um Gr. Schorlen zu retten, und nun ist Werder mit seinem Gelände da, das er entweder selbst zu Ackerwiesen machen muß, die ihm in seinem Betrieb nicht viel nützen, oder er muß es zu Fabriken hergeben, wenn dazu noch einer Lust hat hier im Umkreise. Mir ist die Sache gesteckt worden, wenn ich zusage, kann ich den ganzen Kram für dreißigtausend Mark haben — in drei Wochen stehen die Sachen vielleicht schon anders, denn es wird schnell offiziell werden, wenn ich das Angebot ausschlage."

"Sage lieber: in drei Wochen gibt keiner mehr zehntausend — da verbuddelt niemand sein Geld! Auf dem Orgel-Anger — wirklich lächerlich!"

"Du irrst dich doch vielleicht — ich weiß, daß Trümpe nur im vorigen Jahr oft um den Orgel-Anger herumgestrichen ist — er hat ja doch Rennstallgedanken."

"Gedanken! Ja! Aber Trümpe tut keinen Schlag in die Luft, wenn er sich schon aus seiner Ruhe reißt, sonst hätte der es schon!"

"Er wird es haben, wenn mir jetzt die Möglichkeit genommen wird, es zu erwerben! Also kurz und gut, Onkel Lauter, gibst du das Mutterteil heraus, ganz abgesehen, wozu es uns frommen soll?"

"Das will ich mir mit Dina mal erst reiflich überlegen, ich wüßte wirklich nicht . . ."

"Warum du deinem Schwiegersohn anvertrauen solltest, was du Herrn Petri ohne ein Wort der Gegenwehr in die Hände legen würdest — sehr väterlich gedacht. Dina wäre selbst mitgekommen, aber ihr ist die Sache natürlich peinlich. Mir darf sie nicht länger peinlich sein, ich habe Familie, und du wirst einge-

stehen, daß sich die Verhältnisse ganz unvorhergesehen gewandelt haben, seit ich mich mit Dina verlobte."

"Verstehe, verstehe . . .! Ich warte aber doch erst ab, bis ich mit Dina . . ."

"Hier ist ihre Einwilligung — Otto hat mitunter geschrieben."

"Was zum Teufel? Also Familienrat gegen mich?"

"Ach weißt du — eine Form muß doch alles haben; wir werden doch noch weitere Unterschriften leisten müssen."

Der Kommerzienrat riß das Papier mit den Unterschriften seiner Kinder in zwei Hälften und warf sie in den Papierkorb.

"Unser Unterredung kannst du vorläufig als erledigt betrachten, ich bewillige nichts."

"Wir können dich dazu zwingen, vergiß das nicht."

"Dann werde ich so bewilligen, daß an dem eisernen Kapital Dinas nicht zu rütteln und zu rühren ist — das liegt in meiner Macht, und ich werde sie gebrauchen!"
(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Gewaltig ist des Selben Macht über die Besiegten, wenn er Milde gegen sie übt. Arabischer Spruch.

E. T. A. Hoffmann als Kriegsschilderer.

In dem soeben bei Gebrüder Paetel in Berlin erschienenen ersten Band von „E. T. A. Hoffmanns Tagebüchern und literarischen Entwürfen“, der überraschend viel neue und aufschlußreiche Kunde über den als Mensch wie als vielseitiger Künstler gleich fesselnden Romantiker bringt, veröffentlicht der um die Hoffmann-Forschung hochverdiente Hans v. Müller ein Fragment aus dem November 1813, das des Dichters Erlebnisse und Beobachtungen während der Beschießung Dresdens durch die Verbündeten unter Schwarzenberg enthält. Am 25. August 1813 wohnt Hoffmann einem Gefecht vor dem Pirnaer Schlag bei. Als aber die Kugeln in unmittelbarer Nähe niederfallen, hält er es doch für ratsam, „mit vieler Schnelligkeit durch das Wilsdruffer Tor zu Hause zu eilen“. Seine Beschreibung dieser Erlebnisse zeigt die gleiche Eindringlichkeit, mit der er seine inneren Gesichte darzustellen wußte. Das zeigt sich namentlich bei der Schilderung seines Besuchs des Schlachtfeldes am 29. August und der vorangehenden Begebenheiten des 26. August. Da erzählt er: „Früh morgens 7 Uhr wurde ich durch den Donner der Kanonen geweckt; ich eilte sogleich auf den Boden des Nebenhauses und sah, wie die Franzosen in geringer Entfernung vor den Schanzen mehrere Batterien aufgestellt hatten, die mit feindlichen Batterien, welche am Fuße der Berge standen, auf das heftigste engagiert waren. Mit Hilfe eines sehr guten Glases konnte ich deutlich bemerken, daß sehr starke russische und österreichische Kolonnen (an der weißen Uniform sehr kenntlich) sich von den Bergen herab bewegten. Eine Batterie nach der anderen rückte näher, die Franzosen retirierten bis in die Schanzen, und nun wurde sogar von den Stadtwällen aus grobem Geschütz gefeuert; der Kanonendonner wurde so heftig, daß die Erde bebte und die Fenster zitterten. Die Russen hatten den großen Garten erstürmt, so wie die Preußen die Schanzen vor der Friedrichstadt — ersteres konnte ich sehen. Die Nachricht kam, daß der Kaiser (Napoleon) eintreffen würde, ich eilte daher auf die Terrasse des Brühlischen Gartens an der großen Brücke. Um 11 Uhr kam der Kaiser auf einem kleinen, falschen Pferde über die Brücke schnell geritten — es war eine dumpfe Stille im Volk — er warf den Kopf heftig hin und her und hatte ein gewisses Wesen, was ich noch nie an ihm bemerkte — er ritt bis vors Schloß, stieg aber nur wenige Sekunden ab und ritt wieder an die Elbbrücke, wo er, umgeben von mehreren Marschällen, stillhielt. Die Adjutanten sprengten ab und zu und hielten Orders, die er allemal in kurzen Worten, aber sehr laut erteilte — er nahm sehr häufig Tabak und schaute noch häufiger durch ein kleines Taschenspektiv die Elbe herab. Die Garden kamen im Doppelschritt über die Brücke und eilten, nachdem sie nur sehr kurze Zeit auf dem Platz vor dem Kaiser gehalten, zu den Toren heraus. Ich mußte fort, weil der Brühlische Garten besetzt wurde, und ging wieder auf mein Observatorium.“

Zwischen 4 und 5 Uhr donnerten die Kanonen am heftigsten — Schlag auf Schlag — man konnte die Kugeln saufen hören, ich bemerkte es zuerst, man wollte mir es aber nicht glauben, gleich darauf stürzte aber in einer Entfernung von höchstens 25 Schritt eine Feuermauer, von einer Kugel getroffen, ein, und nun war es wohl klar, daß Geschütze auf die Stadt gerichtet wurden. Wir gingen herab, da unser Aufenthalt oben jetzt lebensgefährlich wurde. Eben wollte ich in meine Haustür treten, als zischend und prasselnd über meinen Kopf eine Granate wegfuhr und nur 15 Schritte weiter vor der Wohnung des Generals Gourion St. Chr zwischen vier gefüllten Pulverwagen, die eben zur Abfahrt bereit standen, niederfiel und sprang, so daß die Pferde, sich bäumend, Reißaus nahmen. Wenigstens dreißig Personen standen daneben auf der Gasse, und außerdem, daß die Pulverwagen verschont blieben, deren Explosion das ganze Stadtviertel vernichtet hätte, wurde kein Mensch, kein Pferd beschädigt; es ist unbegreiflich, wo die Stücke der Granate geblieben sind, da in unserem Haus nur ein ganz unbedeutendes Gefunden wurde, welches die Fensterladen des unteren Stocks zerschlagen hatte und in ein unbewohntes Zimmer gefallen war. Wenige Minuten darauf kam eine zweite Granate an und riß ein Stück vom Dach des gegenüberstehenden Etagirrgasse Hauses weg und drückte drei Fenster der Mezzane (des Zwischensocks) zusammen, daß das Holzwerk und die Ziegelsteine prasselnd auf die Gasse stürzten —, bald darauf fiel eine dritte in der Nebengasse in ein Haus, und es war mir klar, daß eine Batterie gerade auf unser Stadtviertel spielte. Alle Bewohner des Hauses — Frauen — Männer — Kinder, versammelten sich auf der gewölbten steinernen Treppe des ersten Stocks, die aus der Richtung der Fenster lag! Da gab es bei jeder Explosion der jetzt häufiger, doch in größerer Entfernung hineinfallenden Granaten ein Zammern und Behlagen! — Nicht einmal ein Tropfen Wein oder Rum zur Herzkraftung — ein verdammter, ängstlicher Aufenthalt —, ich schlich leise zur Hintertür heraus und durch Hintergäßchen zum Schauspielers Keller, der auf dem Neumarkt wohnt —, wir sahen ganz gemütlich, mit einem Glas Wein in der Hand, zum Fenster heraus, als eine Granate mitten auf dem Markt niederfiel und platzte — in demselben Augenblick fiel ein westfälischer Soldat, der eben Wasser pumpen wollte, mit zerschmettertem Kopf tot nieder und ziemlich weit davon ein anständig gekleideter Bürger. Dieser schien sich aufrufen zu wollen, aber der Leib war ihm aufgerissen, die Gedärme hingen heraus, er fiel tot nieder. Fünf Minuten später ritt der Kaiser über den Neumarkt, gerade, wo der Bürger getroffen, nach dem Pirnaer Tor. Noch drei Menschen wurden an der Frauenkirche von derselben Granate hart verwundet. Der Schauspieler Keller ließ sein Glas fallen, — ich trank das meinige aus und rief: „Was ist das Leben!, nicht das bißchen glühend Effen ertragen zu können, schwach ist die menschliche Natur! — Gott erhalte mir die Ruhe und den Mut in Lebensgefahr, so übersteht sich alles besser!“ Nun folgt eine recht hoffmännische Szene, wie die Hausgenossen im Wirt auf der Treppe essen und trinken und ihnen unter dem Donner der Kanonen und dem Prasseln der Granaten „ein fröhlicher guter Humor aufgeht, der immer der Nachklang einer durch Gefahr ergakten Stimmung ist.“ Es ist bedauerlich, daß Hoffmann seine Schilderung der „drei verhängnisvollen Monate“ — so lautet der Titel des Fragments — nicht zu Ende geführt hat.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Neun Kriegsgebote. 1. Idealismus. Du sollst das Unglück dieses Krieges zum Glück wenden. — 2. Vaterlandsliebe. Du sollst dein Vaterland mehr lieben als dich selbst, deine Familie und deine Partei! — 3. Eintracht. Du sollst mit den anderen Religionen, Parteien und Klassen in Eintracht leben! — 4. Opferfähigkeit. Du sollst nicht über die großen Opfer klagen, sondern sie willig und freudig bringen! — 5. Regeltung. Du sollst dich für die sittliche Kraft des deutschen Volkes und seine große Zukunft begeistern! — 6. Gedankenbeherrschung. Du sollst nicht an den Frieden, sondern an den Sieg denken! — 7. Kraft und Mut. Du sollst helfen mit voller Kraft, — kämpfen mit höchstem Mut! — 8. Ausdauer. Du sollst mit eiserner Willenskraft aushalten, bis alle Feinde Deutschlands in den Staub geworfen sind! — 9. Glauben.

Du sollst fest an den Sieg und an eine bessere, glücklichere Zukunft glauben! — 10. Kraftsteigerung. Du sollst diese sittlichen Kräfte täglich von neuem erwecken und immer höher steigern.
Woldemar Freiherr v. Schelle.

Das englische Heilwesen im Kriege. Schon im Frieden war das Heilwesen in England keineswegs auf einer so hohen Stufe der Vervollkommenung und Vereinfachung, wie das in Deutschland stets der Fall gewesen ist. Die Zahl der Ärzte war in den großen Städten, besonders in London, knapp ausreichend, und in betreff der Medikamente war man in starkem Maße auf das Ausland, vor allem auf Deutschland, angewiesen. Auch die Bestandteile verschiedener in der Medizin notwendiger Apparate, so z. B. die Linsen der Mikroskope, wurden zum großen Teil aus Deutschland und Österreich bezogen. Diese Verhältnisse wurden durch den Krieg in hohem Maße verschärft. Besonders das Ärzteproblem konnte, wie Professor G. Mamlod im nächsten Heft der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ ausführt, bisher nicht in zufriedenstellender Weise gelöst werden: „Den Schwierigkeiten der ärztlichen Versorgung von Heer und Zivilbevölkerung gedenkt man neuerdings damit zu begegnen, daß man, um Mediziner für die Armee frei zu bekommen, die zu Hause tätigen stundenweise in Lazaretten oder sonstiger geeigneter militärärztlicher Stellung verwendet. Der Ärztebedarf wächst ins Ungemessene. Die Britische medizinische Gesellschaft hat sich an alle Mitglieder persönlich gewandt, um sie zum Eintritt in Heer oder Flotte zu bewegen. Und zwar sollen die Ärzte unter 40 Jahren sich für zwölf Monate, die über 40 für 6 oder 12 Monate verpflichten. In erster Reihe hat das Dardanellenabenteuer diese Zustände auf dem Gewissen. Mitte Juli hatte man dort 37 982 Verwundete mit 8099 Todesfällen. Man schaffte unter größten Schwierigkeiten die Verwundeten nach Lemnos, Malta und Alexandrien. Hier kamen in drei Wochen 20 000 Mann an! Die Lazarettärzte reichten nicht entfernt für diesen Betrieb aus; Transporte von mehr als 1000 Verwundete hatten gelegentlich nur drei Ärzte und keine Pflegerinnen. Die Ein- und Ausschiffung war mit größten Schwierigkeiten verknüpft.“ Wegen des Arzneimangels sind die Ärzte angewiesen, möglichst wenig und nur in sehr dringenden Fällen Medikamente zu verwenden. Es wurde sogar ein Komitee gegründet, das für die Sparbarkeit auf diesem Gebiete verantwortlich ist. Auch die Frage des starken Alkoholgenußes, sowohl bei Soldaten wie bei Arbeitern, den die Regierung noch immer nicht in der erforderlichen Weise einzudämmen verstand, spielt im englischen Heilwesen eine erschwerende Rolle. Dieser Umstand ist wohl auch eine der Hauptursachen der steigenden Kindersterblichkeit. Andererseits hat die Rekrutierung ein Sinken der Geburten zur Folge: „Nach einer Mitteilung des Londoner statistischen Zentralsbüros (Registrar-General) sank die Geburtenziffer in der zweiten Hälfte des ersten Kriegsjahres (April, Mai, Juni 1915) außerordentlich. Während der Überschuss der Geburten über die Todesfälle im 2. Vierteljahr 1913 noch 105 727 betragen hatte, ging er in der entsprechenden Zeit von 1914 auf 101 933 und im tausenden Jahre auf 74 515 zurück. Die Abnahme ist also sehr groß. Daher hat die „Gesellschaft für Eugenik“ sich bereits mit der Frage befaßt, was denn nach dem Kriege zur Besserung dieser Verhältnisse geschehen soll. Man will „soziale“ Maßnahmen ergreifen; über das Wie und Was war man sich aber völlig im unklaren. Im Unterhause hat man besondere Fürsorgeeinrichtungen für Mütter und Neugeborene gefordert.“ Auch das englische Rote Kreuz hat unter den angeführten Schwierigkeiten zu leiden. Dazu kommt noch die mangelhafte Organisation auf diesem Gebiete, die einem Vergleich mit den entsprechenden Verhältnissen in Deutschland in keiner Weise standhalten kann.

Die Berge des serbischen Todeskampfes. Das Bergland, durch das sich jetzt die deutschen und österreichischen Truppen durchkämpfen, gehört zu den wildesten und am wenigsten erschlossenen Gebirgsbildungen Serbiens. Eine weitgedehnte, meist südwestlich streichende Linie bilden der dreigipflige Troglar und die 1650 Meter hohen Ruppen der Cemrnoberge mit ausgedehnten Weiden, die der Staat verpachtet. Die schwarzen, sprödwolligen Schafe bilden oft Herden von 5000 Stück; ein merkwürdiger Menschenschlag sind die aleksandrischen Wanderhirten, die „Vlachos“, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts aus ihrer altgriechischen Heimat vertrieben wurden. Ihre Sprache enthält griechische und andere fremde Anklänge.

Diese Nomaden aus den olympischen Gefilden machen das ganze Bergland bis zum gewaltigen Rapaonid-Gipfel hin umher. Um die gewaltigen Leistungen unserer Truppen auf ihrem schnellen Vormarsch recht zu würdigen, muß man sich erinnern, daß das stark zerklüftete Gebirgsland eine durchschnittliche Höhe von 1500 bis 1600 Meter hat, das heißt etwa die Gipfelhöhe der Schneekoppe. Die Stolovi Planina ist graphithaltig, wie überall hier altrömische und sogar prähistorische Stollenreste von dem einst blühenden Bergbau dieser an Mineralreichtümern so reichen Landschaften zeugen. Gegenüber dem Stolovi liegen die Ruinen des Schlosses Maglitsch, das dadurch merkwürdig ist, daß sich keine Tradition und Sage an seine verfallenen Mauern knüpft, eine kulturgeschichtliche Seltenheit in Serbien. Nach neueren Forschungen stand hier eine auf den Resten eines römischen Kastells erbaute Raubritterburg, die in den schlimmen Tagen des sinkenden alten Serbenreiches, im 14. und 15. Jahrhundert, die nach dem Ibar vorbeiführende Handelsstraße nach Belieben sperrte. Der von den österreichischen Truppen gestürzte 1560 Meter hohe Bogled bildet einen Teil des Zastreb-Gebirges, an dessen Nordabhang unsere Truppen siegreich gekämpft haben. Zahlreiche Waldbäche reißten tiefe, schwer zu überschreitende Schluchten in das mit dichten Eichen- und Buchenwäldern bedeckte Gelände. Die verstreuten kleinen Serbendörfer sind auf etwas eigentümliche Art in den Besitz ihrer jetzigen Herren gekommen. Ursprünglich waren hier albanesische Ortschaften, die 1876 bis 1878 im russisch-türkischen Kriege, in dem die türkischen Waffen bekanntlich in Serbien lange Zeit siegreich waren, von ihren Bewohnern geräumt wurden. Als die Leute nach dem Berliner Frieden ihre alte Scholle wieder aufsuchten, fanden sie die Serben aus dem Raskatala eingeknistet und hatten das Nachsehen. . . . Von den jetzt hart umkämpften Siedelungen der Landschaft ist Brus ein kleines Dorf von etwa 400 Einwohnern, das um eine 1830 vom Fürsten Milosch Obrenowitsch erbaute Kirche entstand, zu der heute 42 der erwähnten kleinen Bergdörfer eingepfarrt sind. „Saschi“, sächsische Bergknappen, haben hier im 15. Jahrhundert auf Erze geschürft; die Bergwerke sind aber, wie fast überall, zerfallen und nicht mehr abgebaut. Eine der größeren Ortschaften ist Trestenil mit fast 2000 Einwohnern, das schon in einer Stiftungsurkunde des Jazen Lazar unter den Ortschaften erscheint, die er dem Kloster Ravanica anwies. Das außerordentlich zerschnittene Gebirgsland, das überall kleine Festungen leicht improvisieren läßt, gestattet es den Serben, ihren letzten Kampf durch hartnäckigen Widerstand zu verlängern.

Die Hanfstadt Lescovac. Schon der alte Weltwanderer Herodot kennt und rühmt den thrakisch-dardanischen Hanf, damals den einzigen Exportartikel der Länder des heutigen Serbiens. Seine Kultur ist durch den Wandel der Jahrtausende charakteristisch geblieben für das Toplica- und Moravatal, wo Lescovac, in dessen Umgebung die Hanfbestände über 3 Meter Höhe erreichen, der Hauptanbauplatz des Hanfhandels und zugleich die größte Seilerstadt des Balkans ist. Die Aufkäufer aus Ungarn, Rumänien und Bulgarien waren freilich im Laufe der Zeit recht mißtrauisch gegen die „Hanfstadt“ geworden, in der die Leute die üble Gewohnheit angenommen hatten, zur Erhöhung des Gewichtes den Kern der Hanfballen angusenchten oder mit Heu zu mischen, aber solche „Schönheitsfehler“ des serbischen Nationalcharakters hielten das Emporklühen der uralten Stadt nicht auf. Auch sie ist, wie so viele andere, auf den Trümmern eines Römerkastells aus der Trajanzzeit erbaut und hat von jeher als Knotenpunkt wichtiger Heerstraßen hohe strategische Bedeutung gehabt. Die Bulgaren haben übrigens nur altes Eigentum zurückerobert, denn Lescovac war im frühen Mittelalter bulgarisch und kam erst zur Hohenstaufenzeit unter Stephan Nemanja an das alserbische Jarenreich. Unter der türkischen Herrschaft verfielen die Forts und Gräben, und um die Ruinen der alten römischen Akropolis ranken heute die Reben, die einen berühmten würzigen Wein liefern. Er gedeiht so gut, sagen die Serben, weil er auf dem blutgetränkten Boden von 1876 wächst. Damals und noch zwei Jahre später fand hier eine Anzahl kleinerer Gefechte statt; hier fiel Wladimir Radenkowitsch, der Führer der Morawa-Brigaden, am 3. Januar 1878 und mit ihm viele Hunderte, die das Volkstlied als die letzten Minaldinigeftalten seiner neueren Zeit feiert, die den Ruhm der „Geibuden“ nicht mehr recht zu schätzen weiß. Eine besondere Merkwürdigkeit

der Stadt ist die „Sveta Bogorodica“, eine dreischiffige Basilika, die weder Turm noch Kuppel, wohl aber einen stattlichen — Schornstein hat. Das kam so: Die christliche Gemeinde zu Lescovac hatte vor etwa zwei Menschenaltern die Erlaubnis zum Bau einer stattlichen Kirche durchgesetzt, der aber von dem Ortspascha hintertrieben wurde. Da griffen die Kirchenerbauer zu einer List: sie erklärten, nur ein neues Popenhäus bauen zu wollen, und das ward ihnen in einem entlegenen Winkel der Stadt auch gnädigst gestattet. Als es fertig war, kam es zwar innen dem Pascha und anderen Leuten wie eine Kirche vor, aber der große Schornstein beruhigte den Pascha, und schließlich machte er gute Miene zum bösen Spiel. Aber die „Sveta Bogorodica“ trägt noch heute ihren Schornstein. . . . Aus der malerischen weiteren Umgebung der Stadt ist der felsenumschlossene „Dev Razan“, der „Teufelskeßel“, mit den nahen Ruinen der Stobasewitz-Kirche eine Stätte alter Sagen und historischer Erinnerungen. In dem brodelnden Bergsee, den selten die Sonne bescheint, wohnt ein Dämon, der allnächtlich auftaucht, um sich seine Suppe zu kochen, und die Leute aus den Dörfern meiden scheu, den „Dev“ zu stören, der da auf vergauberten Mühlen in der Untiefe sein Korn malt. Wie man bei uns jemand dahin wünscht, „wo der Pfeffer wächst“, so wünscht ihn der serbische Volksmund zum „Dev Razan“. . . . Die ganze Landschaft von Lescovac ist mit Ruinen, Bergschluchten und Defilés durchsetzt, die zum Guerillakrieg wie geschaffen sind und die Eroberung der Stadt gewiß nicht leicht gemacht haben.

Wie der Papst seinen Tag verbringt. Eine interessante Schilderung vom Tagewerk des Papstes, dem in diesen Kriegszeiten ein doppelt schweres Amt auf die Schultern gelegt ist, entwirft die „Stampa“. Das Oberhaupt der Kirche hat seine Zeit aufs genaueste eingeteilt. Der Papst steht um 6 Uhr auf und liest gleich danach die Messe. Dann nimmt er ein einfaches Frühstück: ein gequirltes Ei und eine Tasse Milch. Schon vor 8 Uhr ist er bei der Arbeit, und zwar liest er zuerst die Zeitungen. Benedikt XV. ist ein großer Zeitungsleser. Vom Sekretariat wird ihm stets eine ganze Sammlung besonders für ihn hergestellter Ausschnitte vorgelegt, in denen bereits alle Artikel enthalten sind, von denen man annimmt, daß sie ihn interessieren könnten. Doch greift er lieber zu den Zeitungen selbst und liest sie durch, am schnellsten die katholischen Blätter, während er den anderen Zeitungen eine eingehendere Lektüre widmet. Um 9 Uhr trifft die Post ein. Die Beamten des Sekretariats sehen sie durch und dann werden die wichtigsten Briefschaften sofort dem Papst überbracht, der sich bis gegen 10 Uhr, wo er den Staatssekretär empfängt, damit beschäftigt. Um 1½ Uhr beginnen die Privataudienzen und die öffentlichen Empfänge. Der Papst ist zwar sehr leutselig zu seinen Besuchern, aber er bildet den genauen Gegensatz zu Pius X., der sich gern zwanglos mit jedermann unterhielt. Er faßt sich sehr kurz, abgesehen davon, wenn es sich um eine hochstehende Persönlichkeit handelt. Die Besucher, die nur die Neugierde zu einer Audienz kommen ließ, fertigt er in wenigen Minuten ab. Der Papst nimmt dann mit gutem Appetit sein Mittagmahl ein: Suppe, eine Fleischspeise, viel Gemüse, Obst und ein gutes Bier, aus Vordeauz stammend. Nach dem Essen hält er Siesta. Bis 2 Uhr hat er sodann Unterredungen mit den Sekretären oder macht einen Gang durch seine Gemächer. Manchmal geht er auch in den Garten, aber ohne Wachen und Begleitung. In schnellem Schritt macht er längere Spaziergänge und kommt oft bis zu der Mauer, die auf die Piazza del Risorgimento geht: dort bleibt er stehen, um das Leben in dem modernen Stadtteil Roms zu beobachten. Häufig ist das weiße Papstgewand für lange Zeit auf der Höhe der Mauer zu sehen, die neugierig von den Bewohnern der nahen Paläste beobachtet wird. Um 3 Uhr kehrt der Papst zur Arbeit zurück, erledigt die diplomatischen Angelegenheiten, empfängt die Berichte und erteilt seinen Gesandten Befehle. Um 6 Uhr hält er nochmals Audienzen ab, die jedoch einen geheimen Charakter haben und nicht offiziell vom „Osservatore Romano“ gemeldet werden. In diesen Stunden werden die Kardinäle, die Räte des Papstes und andere bedeutende Persönlichkeiten empfangen. Um 8 Uhr nimmt er ein einfaches Abendessen zu sich; danach ein Raucherstündchen mit einer vertrauten Persönlichkeit seiner Umgebung, und dann beginnt wieder die Arbeit.